



Unser postmoderner Zeitgenosse

Heinrich Heine gilt selbst 150 Jahre nach seinem Tod am 17. Februar 1856 weiterhin als kontroverser Dichter und Prosaschriftsteller. Selbst aus der Distanz von anderthalb Jahrhunderten haben weder seine Lyrik noch seine Politik an Brisanz verloren.

Von Willi Goetschel

Heinrich Heine provoziert nach wie vor und dies in unverminderter Weise. Deutschlands «frechster Schriftsteller» dient als das geheime Paradigma engagierter Kritik, aber im deutschen Literaturkanon wird ihm zwischen Klassik, Romantik und Realismus meist nur das verschämte Plätzchen eines Aussenseiters zugestanden. Gehört Heine heute weltweit zu den am meisten zitierten Autoren deutscher Sprache, so war er «zu Hause» einer der am wenigsten gelesenen Autoren.

Die Zeit hat die «Wunde Heine», wie Adorno den Heine-Komplex der Deutschen nannte, kaum geheilt. Sie wird heute nur anders diagnostiziert. In kritischer Quarantäne liegt Heine noch immer auf der germanistischen Abteilung. Germanisten behaupten nach wie vor, seine Dichtung leide an der Abgedroschenheit inhaltsleerer Imitation, wie versuchte Assimilation sie mit sich bringe, und für das Politische seien andere zuständig. Damit repetieren sie nicht nur den Gründungsmythos der eigenen Zunft, der die Institutionalisierung der Germanistik im 19. Jahrhundert legitimieren sollte, sondern ratifizieren dazu auch noch die eigene Beschränktheit auf Dauer. Aber gerade Heine stellt den traditionellen Ansatz der Literaturwissenschaft, wie er im 19. Jahrhundert in der Folge der quietistischen Reaktion auf die Niederschlagung der Revolution von 1848 erfunden worden war, in Frage. Nicht zuletzt bestand das Projekt der Germanistik, einen nationalen Kanon der deutschen Literatur zu errichten, gerade darin, politisch missliebige Autoren wie Heine, und ihn besonders, auszugrenzen. Dieser Diskurs der Ausgrenzung bestimmt die Literaturkritik bis in die verstiegensten Konstruktionen einer Ästhetik hinein, die bis heute noch als Vorstellung des Klassischen, und nicht nur in Feuilletons, herumspukt. Einer Vorstellung der Klassik übrigens, die es so in der deutschen Literatur gar nie gegeben hat und gerade auch von Goethe, der oft als ihr Gott und Hausheiliger in Anspruch genommen wird, konsequent verworfen wurde. Das haben die literarischen Kleriker Heine nie verziehen.



Einer der meist zitierten Autoren deutscher Sprache

Heinrich Heines Stück «William Ratcliff» auf der Bühne des Düsseldorfer Schauspielhauses

Gedanken zum Judentum

«Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldtal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draussen ist Nacht – das Posthorn tönt – Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. – Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weissen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.»
(Heine an Moses Moser, 8. Juli 1826.)

«Ist es nicht närrisch, kaum bin ich getauft, werde ich als Jude verschrien.»
(Heine an Moses Moser, 9. Januar 1826.)

«Und Moses ist doch der grösste Jurist, der je gelebt hat, denn seine Gesetzgebung dauert noch bis auf den heutigen Tag.»
(Heine an Moses Moser, 23. April 1826.)

«Aber nicht bloss Deutschland trägt die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das moderne Prinzip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet.»

Inzwischen hat nun allerdings auch die deutsche Germanistik entdeckt, dass Heine ein Jude war. Damit lässt sich unter veränderten Vorzeichen, die auch der Germanistik nicht ganz entgangen sind, nicht nur Staat, sondern sogar auch ein gutes Geschäft machen. Als Exerzitium eigener Wiedergutmachung feiert sie forsche Aufgeschlossenheit gegenüber dem Anderen und Fremden. Aber damit wird gerade, was kritisch hinterfragt werden müsste, aufs Neue als gegeben postuliert: als exotische Palme im deutschen Fichtenwald gewinnt Heine zwar einen extra Sympathiebonus, das alte Schema der Ausgrenzung wird aber so nur noch einmal, wenn auch nun in umgepolter Weise, bestätigt. Das macht denn auch die inszenierte Offenheit gegenüber dem Fremden und Anderen etwas problematisch, denn damit wird die Herausforderung durch Heine ins Aussenfeld transponiert und dadurch entsorgt. Ihn in seiner Eigenheit ernst zu nehmen ist dann auch nicht weiter notwendig, an dessen Stelle tritt die gut gemeinte Hermeneutik des Anderen, die freilich zuletzt nur wieder auf eine Selbstlegitimation hinausläuft, weil sie das Andere auf seine Differenz hin festschreibt und dabei dem Anderen den Stachel kritischer Selbstreflexion ausbricht.

Ein deutscher Dichter

Ob Heine aber auf die Figur des Anderen festzuschreiben ist, ist gerade die Frage. Heine jedenfalls verstand sich stets als einen deutschen Dichter, Kritiker und Intellektuellen. Dass er für den grössten Teil seines erwachsenen Lebens, von 1831 bis zu seinem Tod 1856, in Paris lebte, hinderte weder ihn noch Franzosen und Deutsche, ihn als Deutschen zu sehen. So wurde er jedenfalls von der Pariser Gesellschaft und den deutschen Exilanten wahrgenommen. Zwar versuchte sich Heine von den deutschen Exilanten abzuheben, aber sie bildeten von den wenigen Ausnahmen wie Balzac, George Sand und einigen wenigen Freunden, die ihm aus dem Kreis der Saint-Simonisten geblieben waren, abgesehen die einzige Gruppe, mit der er verkehrte. Dass er Jude war, mochte zwar hie und da Anstoss erregen und ihm selbst als Hindernis in den Weg gestellt werden, aber es machte ihn nicht weniger, sondern nur umso mehr zum dezidiert selbstbewussten deutschen Autor. Nicht Staatsbürger. Denn einen Staat, der Deutschland zum Namen haben sollte, gab es erst mit der Reichsgründung Bismarcks 1871. Bis dahin kennzeichnete Goethes und Schillers Spottvers aus den Xenien genau den wunden Punkt der prekären Lage deutschen Selbstbewusstseins: «Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiss das Land nicht zu finden. / Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.»

Das eigene Fremde

Als das gelehrte Deutschland aber nach dem Kalten Krieg wieder auf die Suche ging, einen neuen Zugang zur eigenen Geschichte zu finden, schien es zwar nur allzu willig, aus den politischen Fehlern zu lernen. Die Vorstellung aber, die Geschichte des deutschen Judentums in seinen genaueren Besonderheiten als Teil der eigenen Geschichte mitzuerkennen, blieb ihm fremd. Und als fremd und exotisch gewann diese «Unterseite» der eigenen deutschen Sozialisationsgeschichte das Interesse, das eben der Kuriosität und Faszination zugestanden wird. Damit aber wurde die alte Linie der Geschichtsschreibung fortgesetzt, nur jetzt eben unter dem Gesichtspunkt eines

«Jüdischer Charakter.»
(Aus Heines «Shakespeares Mädchen und Frauen».)

«Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus, der trotz dem Missmut des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers ein wirklicher Jude war, hat ganz einfach eine Propaganda des Weltbürgertums gestiftet.»
(Aus Heines «Shakespeares Mädchen und Frauen».)

Weitere Artikel in dieser Rubrik

Auf der Suche nach Freiheit
» [mehr](#)

Auf dem Glatteis
» [mehr](#)



Integrationsmodells, dessen Zwiespältigkeit bis heute Deutschlands Gastarbeiter und Ausländer zu spüren bekommen. Denn die Zelebrierung multikultureller Verschiedenheit firmiert eben unter dem Unterscheidungszwang von deutsch und nicht deutsch ganz so, als ob diese Unterscheidung so einfach möglich wäre.

Heines überlegen kritische Inszenierung der jüdischen Identität konfrontiert aber gerade jede Form solchen Denkens, exponiert, denunziert und unterminiert es, um es dann oft im literarischen Feuerwerk der Implosion zu überlassen. Dabei bedient sich Heine einer Identitätspolitik, die strategisch operiert. Das heisst, er stellt die Annahme genau fixierbarer Gehalte jüdischer Identität gerade in Frage und verlässt sich auch nicht auf feste Unterscheidungen von jüdisch oder nicht jüdisch oder etwa deutsch oder nicht deutsch, die letztlich stets «essentialistisch» bleiben, das heisst, ein genau bestimmbares «Wesen» des Jüdischen, Christlichen und Deutschen und ihres jeweiligen anderen zur Voraussetzung machen. Vielmehr ist Heines identitätspolitisches Spiel als differentiell zu bezeichnen. Dabei bestimmt sich die Positionalität seiner jüdischen «Identität» im genauen Sinn nicht einfach als Identität, sondern als Differenz, nämlich zur ungeprüft übernommenen Tradition von religiösen und philosophischen Annahmen, deren in Frage gestellte «Wahrheit» nun nicht einfach umgekehrt werden soll, um so ihrer dialektischen Verkehrung Wahrheit abzugewinnen, sondern als deren Differenz zwischen zwei Wahrheiten sich der kritische Impuls speist, der Heines Werk seine eigentümliche Stosskraft gibt.

Hebräische Melodien

Heines Appropriation der Gestalt von Jesus als einem Juden, dem die Kirche auch nicht gerade gut bekommt, inszeniert diese Strategie Punkt für Punkt mit geradezu unbarmherziger Pointiertheit. Heine gibt damit der Jesus-Diskussion eine entscheidende Wendung, deren Wirkungen sich durch das 19. Jahrhundert und bis in die Gegenwart verfolgen lassen. Jesus stellt für Heine den Fluchtpunkt dar, der Christen und Juden ebenso verbindet wie trennt, und dieser Doppelaspekt dient ihm, die falschen Ansprüche des Christentums aus den Angeln zu heben, ohne dabei das Judentum als nun allein geltende Wahrheit setzen zu müssen. Ebenso stellen die «Hebräischen Melodien», mit denen Heine sein letztes Werk, den «Romanzero», beschliesst, nicht naiv im Triumphzug das Judentum an die Stelle des Christentums. Vielmehr erinnert der Zyklus «Prinzessin Sabbat», «Jehuda ben Halevy» und «Disputation» daran, dass jüdische Tradition zwar vom Christentum und seiner Judenfrage her als sein Gegenteil gelesen werden mag und diese Aufspaltung auf den Juden selbst projiziert wird, wie das Gedicht «Prinzessin Sabbat» deutlich macht. Das Judentum selbst aber, so illustriert die Hymne auf den grossen Dichter und Schriftgelehrten Jehuda Halevy, ist eine Tradition, die gerade deshalb so lebendig und fruchtbar ist, weil sie um das Geheimnis schöpferischer Kraft weiss, nämlich dass Tradition und Innovation sich gegenseitig bedingen, um aus immer wieder neuer kreativer Aneignung das Alte neu zu schaffen. Das abschliessende Gedicht «Disputation» ist deshalb so kontrovers, weil es in säkularisiert verkürzter Optik als Abrechnung mit der Institution der Religion gelesen wird. Das Gedicht plädiert aber mit seinem berühmt gewordenen schnippischen

Schlussreim «dass der Rabbi und der Mönch, dass sie alle beide stinken» nicht für das Aufgeben von Religion überhaupt, wie ein alles nivellierender Säkularismus versucht wäre anzunehmen. Vielmehr ist die kritische Pointe, dass diese von der Königin Blanche von Bourbon geäußerte Ansicht als Denkstachel stehen bleibt. Des Königs Pedro Angetraute aus dem Frankenlande aber war bekannt und gefürchtet für ihre antisemitische Haltung, die am Hof zu gefährlicher Parteibildung ihrer Anhänger gegen den König führte. Genau gelesen argumentiert das Gedicht also nicht für eine falsch verstandene Gleichheit der Religionen, sondern demaskiert die Arroganz politischer Macht, Religionen gewaltsam auf eine fingierte Gleichheit zu reduzieren und damit zu verkennen. Der Stachel bleibt in diesem Gedicht auch deshalb, weil sich erweist, dass unsere Gegenwart unter demselben Verdikt steht: die fatale Selbsteinschätzung der Moderne erweist sich dem kategorisch verurteilten Mittelalter letztlich ungleich näher, als die Moderne selbst wahrzunehmen gewillt sein mag.

Heines unüberholte Aktualität

Als deutscher Dichter ist Heine so aktuell, weil er sein eigenes Judentum nicht verdrängt oder assimiliert, sondern durch dieses auch die historische Position der deutschen und europäischen Identität kritisch und selbstbewusst reflektiert. Seine jüdische Seite ist ein konstitutives Moment seines Dichtens, das sein Denken gerade so kritisch sensibilisiert.

Die über die üblicherweise zugestandene Chuzpe weit hinausweisende kritische Bedeutung macht Heine zu einer noch immer unterschätzten, aber ebenbürtigen Stimme in einer Linie von Denkern, die von Marx, Nietzsche und Freud zur kritischen Theorie läuft. Marx war von Heines scharfäugigem Blick des sozialkritischen Kommentators angetan, der mit seinen Berichten und Beschreibungen ebenso wie mit seiner Lyrik Agitation zu treiben wusste. Nietzsche bewunderte die Souveränität des Virtuosen, dessen scharfe Feder sich vor nichts, auch nicht vor sich selbst, fürchtete, und erkannte das philosophiekritische Potential in Heines Werk. Freud nahm sich Heine als Reiseführer ins Reich des Witzes und als poetischen Doppelgänger, der das Unbewusste kannte, ohne vorzugeben, davon zu wissen. Seine Bedeutung für Walter Benjamin, Gershom Scholem und Theodor Adorno ist in ihrer tieferen Bedeutung erst noch zu erforschen.

So präfiguriert Heine nicht nur in vielen Aspekten unser postmodernes Selbstverständnis, sondern stellt für dieses auch eine befreiende Inspiration dar.